

Nr. 171. Bromberg, den 12. August 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.
(1. Fortsetzung. ——— (Nachdruck verboten.)

Die geheimnisvollen Tropfen.

Sander ließ den andern stehen und ging nach dem Waschtisch, auf dem noch ein Rest der Limonade stand, die er vor dem Schlafengehen immer zu trinken pflegte. Er verspürte plötzlich Durst.

Mr. Devils Gesicht lief wutrot an. Er stieß heiser hervor:

„Sie schmeißen also fünf Millionen Dollar einfach vor die Hunde?"

„In diesem Falle — ja", entgegnete Peter ohne Leidenschaft.

„Damm'. Hätte es mir denken können", höhnte der Yankee. „Die Sentimentalität liegt euch Dutchmen im Blute."

„Ehrbegriff, meinen Sie", versetzte der Professor trocken. Und kam mit seiner Limonade zurück.

Mr. Devils Wut schlug um in Spott. Er betrachtete kopfschüttelnd Peter, der gerade im Begriff war, das Glas an die Lippen zu setzen, und sagte:

„Ihr seid der typische Vertreter, Master. Nevermind, werde eben eine andere Sache packen. Offeriert mir zum Abschied wenigstens einen Schluck Wasser. Der fruchtlose Speech hat meine Kehle ausgedörrt. Ein ins Wasser gefallenes Geschäft verdient nicht, mit Whisky begossen zu werden."

Sander stellte sein Glas auf die Tischplatte und besaß die Höflichkeit, dem seltsamen Menschen das Erbetene zu holen. Während er am Waschtisch ein Trinkglas aus der Karaffe füllte, wendete er dem „Gast" für eine halbe Minute den Rücken.

Das genügte für Mr. Devil. Er zog blitzschnell ein winziges Fläschchen aus der Tasche, drehte den eingeschliffenen Stöpsel und ließ einen — zwei — drei Tropfen des Inhalts, einer wasserklaren Flüssigkeit, in des Professors Limonade fallen . . Das Arzneigläschen selbst war im Nu wieder verschwunden.

Sander kam mit dem Wasser zurück und reichte es dem Yankee. Er war vollkommen ahnugslos, daß sich hinter seinem Rücken eine Tatsache von furchtbarer Wirkung vollzogen hatte.

„Thank you. Prost, Sie Starrkopf", knurrte Devil mit Galgenhumor. Es sah aus, als mache er gute Miene zum bösen Spiel und wolle sich einen leidlichen Abgang sichern.

„Prost", nickte Sander zurück und goß die Limonade mit einem einzigen Zug hinunter. Die Aussicht, dieses verrückte Huhn nunmehr los zu werden, stimmte ihn heiter. Er sagte: „Und jetzt, Mr. Devil, wählen Sie, soll ich Ihnen die Türe aufsperren oder wünschen Sie sich wieder über den Balkon zu verflüchtigen?"

„Am liebsten würde ich Ihnen noch ein bißchen Gesellschaft leisten", grinste der Amerikaner unverschämt.

Peter hatte einen Fluch auf den Lippen. Und dachte: „So ein ausgekochter Frechling!" Er war Willens, irgendeine sehr deutliche Antwort zu geben . . aber eine unerklärliche Gewalt schlug ihm die sprungbereiten Worte in den Schlund zurück. Es kam nur zu einem lautlosen Bewegen der Lippen, zu einem zwecklosen Auf- und Abgleiten des Kehlkopfes.

Dann hüllte ihn eine so große Müdigkeit ein, daß er sich auf den nächstbesten Stuhl fallen ließ. Seine Extremitäten starben ab, sein Hinterkopf geriet in ein Kreuzfeuer von Nadelstichen.

Das Zimmer zerfiel vor seinen Blicken in ein kreisendes Chaos verzerrter Linien, aus dessen Tiefe eine machtvolle, böse Stimme Befehle auf sein Gehirn loshämmerte. Irgendwo in der Dumpfheit des Raumes hockten zwei funkelnde, mausgraue Augen und schossen Strahlenbündel gegen seinen Kopf ab. Man konnte ihnen nicht entrinnen . .

Peter konnte sich nicht Rechenschaft geben, wie lang dieser Zustand anhielt. Ob Sekunden oder Viertelstunden. Allmählich verlor sich das pelzige Kriebeln der Glieder, die Nadelstiche vertröpfelten, die Müdigkeit fiel ab wie eine Decke und das Zimmer bekam seine alten Konturen.

Peter seufzte tief auf, als wäre er einen Alp losgeworden, und seine verstörten Blicke tasteten die Wände entlang. Obgleich seine Brille auf dem Nachttischchen lag, bauten sich doch alle Gegenstände mit ungemeiner Klarheit vor ihm auf. Zuletzt blieben seine Blicke auf dem Yankee haften, der — mit auf den Tisch gestützten Ellbogen — vor ihm saß und ihn fixierte. Lautlos, wie man einen seltenen Käfer im Terrarium beobachtet. Nie zuvor hatte Peter so gefühlsbare, mitleidlose Augen gesehen. Er strich mit der Hand über die Stirne, um eine letzte Dumpfheit zu verscheuchen . . .

Dr. Sander hatte irgendwie eine unklare Empfindung, daß dieser Mann, der ihm wie versteint gegenüber lümmelte, sein Feind sei und ihn an seiner Ehre himmelschreiend befleckt habe. Aus dieser instinktiven Erkenntnis heraus setzte sich der Gedanke in ihm fest: fort, fort mit dem Menschen! Und Peter beschloß bei sich, ihm das zu sagen, mit einer in Höflichkeit gekleideten, drohenden Bestimmtheit; brutal, wenn es anders nicht ging . . .

Aber er sagte nur: „Ich möchte nun endlich schlafen, Mr. Devil, und hoffe, Sie werden diesen Wunsch nicht unbillig finden. Es ist mir außerdem nicht ganz wohl."

Die Worte, die von seinen weißen Lippen fielen, waren klein, matt und hilflos. Sie schlichen dahin wie kranke Kröten. Warum bloß? Wo er doch etwas Energisches, Drohendes gegen das unverschämte Herrentum dieses Klotzes da hatte setzen wollen! Er verstand sich selbst nicht mehr. Eine Kluft war in ihm aufgerissen. Sein schöner, starker Wille war spurlos eliminiert, ausgelöscht, weggeblasen, und an dessen Stelle machte sich etwas Fremdes, wie eine schmerzhafte Stimme Rufendes in ihm breit . . .

Mr. Devil verzog höhnisch den schmalen, bartlosen Mund und erwiderte:

„Was kümmert mich Ihr Schlaf! Ich habe Ihnen etwas zu sagen, verstehen Sie mich?"

Peter duckte sich vor dieser großen, grausamen Stimme, die mit der Energie von hundert Männern gesättigt schien. Als er den Kopf bejahend neigte, fuhr der andere fort:

„Heute früh um 7.10 werden Sie mit dem Dampfer „Ticino" nach Ponte Tresa fahren und am Landungssteg einen Herrn mit rotem Vollbart und goldener Brille erwarten, der Ihnen das Stichwort „Devil" sagt! Sie werden bis dahin mit niemandem über die Ereignisse dieser Nacht sprechen! Auch werden Sie Ihrer Frau keine Nachricht hinterlassen! Haben Sie alles behalten, Peter Sander?"

Sander nickte wie eine Pagode. Er saß zusammengefallen in seinem Sessel. Wie eiserne Gewichte trafen ihn die befehlenden Worte des Amerikaners. Wie Widerhaken einer Harpune bohrten sie sich in sein Gehirn . . . Er machte nicht die geringsten Anstalten, sich diesem erdrückenden Willen zu widersetzen, dieser Stimme, die in ihm fortsang und ewig dieselben Sätze wiederholte. Sein Schädelgewölbe schien mit einer durstigen Masse gefüllt. die sich

hündischbegierig mit den Imperativen des Yankees vollzog . . .

Peter war sehr bleich, atmete schwer und war von einem Gefühl durchschüttert wie ein geprügeltes Tier. Irgendwo in seinem Bewußtsein dämmerte es: „Schlag ihn nieder diesen Hund! Es ist die letzte Chance!"

Er versuchte tatsächlich die Hand zu heben. Es blieb bei einer kraftlosen, lächerlichen Gebärde. Da senkte Peter Sander den Kopf vor Scham und Traurigkeit . . .

Als er ihn hob, war der Amerikaner verschwunden.

7 Uhr 10 Minuten an Bord.

Peter war nach dem Weggang jenes Unbekannten nicht mehr ins Bett gekommen. Stundenlang durchmaß er das Geviert seines Zimmers oder hockte grübelnd auf dem Bettrand. Anfänglich war er wie betäubt. Später sickerte Helligkeit in die Spalten seines Bewußtseins. Gegen Morgen zu gelang es ihm, die Geschehnisse der verflossenen Nacht mit ziemlicher Klarheit zu rekonstruieren. Also dieser Mr. Devil — ein komischer Name übrigens — hatte sein Vitalin haben wollen. Er hatte es ihm abgeschlagen. Dann war ihm plötzlich recht übel geworden —. Peter empfand, daß hier eine Lücke in seinem Gedankengang klaffte. Sobald er diese übersprang, fühlte er wieder Boden unter den Füßen . . . Schließlich hatte der Fremde ihm eingeredet, nach Ponte Tresa zu fahren.

Peter lachte. Kein Zweifel, jener Mann, dem er die verpfuschte Nacht verdankte, war doch verrückt gewesen! Denn nur ein Verrückter konnte so hirnrissige Ideen äußern. Nach Ponte Tresa fahren! Stundenlang, ziellos! Wo er gegen Mittag Gussy von ihrem Ausflug zurückerwartete!

„Der verdrehte Propeller kann in Ponte warten, bis er Moos ansetzt!" brummte er vor sich hin.

Peter dachte an Gussy. Er hatte mit einem Male eine unbändige Sehnsucht nach seiner Frau und nach den Kindern. Als sei nur im Schoße seiner Familie Sicherheit vor solch absurden Überraschungen, wie die Nacht ihm eine beschert hatte.

Dann wusch er sich. Das Wasser war lau und erfrischte nicht recht. Irgendwo in seinem Kopf saß immer noch ein leichter Druck. Er nahm eine Pyramidontablette und kleidete sich an. Als er die Uhr zog, war es dreiviertel Sieben. Eine schleichende Unruhe trieb ihn aus dem Zimmer. Im Speisesaal bestellte er sofort das Frühstück. Dann blätterte er in den Morgenzeitungen. Ohne rechte Freude. Die Unrast in ihm wurde immer drängender.

„Ob ich Bromural nehme?" dachte er und hatte eine Wut gegen diesen blödsinnigen Yankee, der an allem schuld war. Ein unerklärliches Gefühl trieb ihn, nach der runden Normaluhr zu sehen, die über dem Büfett hing.

7 Uhr 3 Minuten.

Und plötzlich ergriff ihn eine drosselnde, nicht abzuschüttelnde Angst. Er meinte zu ersticken. Seit wann leide ich an Asthma? — dachte er gequält. Immer enger zog diese Angst ihre Maschen um ihn . . . es war nicht mehr zu ertragen!

Er sprang auf, riß seinen Hut vom Haken und stürzte an dem Kellner, der gerade das Tablett mit Schokolade brachte, vorbei auf die Straße. Der lordhafte Kellner glotzte wie ein Tintenfisch hinter ihm drein. Ein braunes Bächlein tröpfelte auf den Teppich . . .

Gerade, als die Bemannung des „Ticino" im Begriffe war, die Verbindungsbrücke zwischen Schiff und Steg zu entfernen, stürmte ein großer, blonder Herr auf den Dampfer zu und fuchtelte aufgeregt mit den Händen. Halt! Halt! brüllte er.

Professor Sander erreichte in der letzten Sekunde den Dampfer, der über den See nach Ponte Tresa ging.

Es war genau 7 Uhr 10 Minuten.

Kapitel 2.

Frau Gussy wird unruhig und telegraphiert.

Der Polizeipräfekt von Lugano sagte zu Gussy Sander, die schon unter der Tür stand:

„Seien Sie überzeugt, gnädige Frau, daß ich alles tun werde, um das rätselhafte Verschwinden Ihres Gatten baldigst aufzuklären. Aber Sie müssen mir 24 Stunden Zeit lassen. Bis dahin hoffe ich Ihnen wenigstens ein teilweises Resultat vorlegen zu können. Sollten Sie in der Zwischenzeit meines Rates bedürfen, so stehe ich Ihnen natürlich jede Stunde zur Verfügung."

Vittore Buzzi war ein höflicher Mann. Beamter mit verbindlichem Einschlag.

Gussy Sander, jung, blond, hübsch, schritt mit zerstörtem Gesicht ihrem Hotel zu. Von schlimmen Ahnungen erfüllt, unsicher, mit verwühltem Innern. Sie, die sonst so energische, kleine Frau, war dem Ansturm dieser mysteriösen Begebenheit einfach nicht mehr gewachsen. Sie versuchte, sich die Reihenfolge der Geschehnisse vor Augen zu halten.

Wie war es doch gewesen?

Peter — ihr korrekter, zuvorkommender Peter — war gestern nicht am Landungssteg, als sie mit einer Bekanntenfamilie von Porlezza zurückkam. Konnte man es ihr verargen, daß sie erstaunt, gekränkt und einsilbig das Hotel aufsuchte. Dort erwartete sie eine neue Überraschung: das Zimmer war verschlossen und weit und breit kein Peter zu sehen! Ihr Unmut steigerte sich. Sie nannte ihren Mann „rücksichtslos" und war nahe daran, in Tränen auszubrechen. Peter war unbegreiflich! Noch von Como aus hatte sie ihm ihre Ankunft gedrahtet und nun benahm er sich so . . .! Von dem Frühstückskellner erfuhr sie dann, daß ihr Mann in aller Frühe ohne Imbiß und in höchster Eile das Hotel verlassen habe, um den Kai hinunter zu rennen. Der verblüffte Portier hatte ihm noch extra nachgesehen, weil es nicht jeden Tag vorkam, daß ein Gast des Grandhotels „Cecil" mit wagrecht abstehenden Rockschößen das Vestibül passierte. Daheim aber, im Hotelzimmer, nirgends eine Zeile, die sein seltsames Gebahren erklärt hätte. Kein Hinweis, kein Anhaltspunkt. Man konnte nichts tun, als warten. Stundenlang. Irgendeinmal mußte Peter ja wiederkommen und sich entschuldigen.

Aber Peter kam nicht mehr!

Die Stunden krochen wie Schnecken. Eine endlos dauernde Nacht schlich vorüber. Eine Nacht, die Gussy nie im Leben vergessen würde, angefüllt mit bangen Befürchtungen und zwecklosen Grübeleien. Peters Bett blieb leer.

Am Morgen ging sie nach dem Stadthaus und trug die Angelegenheit Herrn Vittore Buzzi vor. So hatte man ihr im Hotel geraten.

Der Präfekt hörte sie an, fuhr sich von Zeit zu Zeit durch das drahtige, schwarze Haar und dachte nach. Keine alltägliche Sache! Aber warum gleich Mord und Entführung? Die kleine Frau mit dem Tiziangesichtchen sah zu schwarz. Er lächelte:

„Permesso, Signora, wir leben doch in Lugano! Eher ein Unglücksfall, obgleich auch dagegen manches spricht. Kann Ihr Herr Gemahl nicht plötzlich eine wichtige Nachricht empfangen haben. Hatte er vielleicht mit den Nerven zu tun . .? Wir müssen an alles denken, Signora," meinte Herr Buzzi eindringlich.

Gussy besann sich. Schilderte Peter. Erklärte, sie könne sich kein Motiv denken, das Peters Verschwinden begreiflich erscheinen lasse. Dann ging sie. —

. . . Während sie an dem Portal der Kirche Santa Maria degli Angioli vorüberschritt, senkte sich ihre Verlassenheit wie ein dunkler Mantel über sie. Sie fühlte sich wie ein Kind in die Lautheit dieser unpersönlichen Fremdenstadt geworfen. Die internationale Buntheit der Straße tat ihr weh. Der Frohsinn der andern stieß sie ab. Sie trug in ihrem noch immer mädchenhaften Gesicht die Spuren tiefster Verzagtheit und hatte Augen, die jeden Moment zu weinen bereit waren . . . Sie verspürte das Bedürfnis, sich jemand anzuvertrauen und ihr Herz auszuschütten. Wem? Die Familie, mit der sie die Tour an den Comersee unternommen hatte, war heute morgen abgereist. Andere Menschen kannte sie hier nicht.

In dieser Verfassung kam ihr die Idee, ihren Angehörigen zu telegraphieren.

Sie verwarf den Gedanken, ehe er richtig aufgetaucht war.

Ihr Vater war ein alter gebrechlicher Herr, für den eine solche Reise . . . Nein, Papa kam nicht in Frage. Und Mutti? die konnte die beiden Enkel nicht verlassen, abgesehen davon, daß der Fall hier eine Angelegenheit für Männer war. Wen dann?

Klaus?

Der Schwager war wohl der Nächste, der in Betracht kam. Man stand sich zwar nicht übermäßig nahe, hm. Verständlich, seit sie ihm vor vier Jahren jenen „Korb" gegeben und den stillen, gütigen Peter dem flotten Kavalier Klaus Sander vorgezogen hatte! Daß Klaus sich daraufhin zurückgezogen und seine Besuche in des Bruders Haus auf das Nötigste beschränkt hatte, war durchaus zu begreifen. So war man im Laufe der Zeit eben auseinander gekommen. Bedauerlich! Denn Klaus war trotz seiner etwas lockeren Lebensauffassung ein feiner Kerl gewesen, der im Benehmen nie den früheren Seeoffizier verleugnete.

Schade, daß Peters Angelegenheit jetzt unter dieser gegenseitigen Reserve zu leiden hatte!

„Nein, sie soll nicht darunter leiden!" — dachte Gussy Sander mit tapferem Entschluß. „Ich will den ersten Schritt tun. Was ist natürlicher, als Peters Bruder herbeizurufen und ihn zu bitten, sich der Sache anzunehmen? Denn die Last des Kommenden verlangt starke Schultern. Schultern, wie sie nur Klaus Sander hat."

Eine kleine tröstliche Zuversicht glomm irgendwo in ihrem leidvollen Herz auf. Dann nahte so ein dummer Zweifel:

Ob Klaus wohl will?

Unsinn! Er ist ein Sander, ein Ehrenmann. Er wird die alte Sache über Bord werfen und sich mir zur Verfügung stellen.

Ein wenig aufgerichtet betrat sie ihr Hotel.

Im Bureau gab sie eine Depesche auf: „Klaus Sander, Oberleutnant z. See a. D., München, Bavariaring. Peter seit gestern spurlos verschwunden. Erbitte deinen Bescheid. Sofort kommen! Gussy."

Dann stieg sie mit tauben Knien die breite Hoteltreppe empor, über ein Rätsel nachsinnend.

Der Gedanke, daß Peter sie aus eigenem Antrieb verlassen haben könne, war absurd. In diesem Falle hätte er zum mindesten eine erklärende Zeile hinterlassen. Nein, man hatte ihn gezwungen!

Aber wer?

(Fortsetzung folgt.)

Feierabend.

Skizze von Paulrichard Hensel.

Die mit der Eisenbahn ankommenden Menschen füllten langsam die Wege, die strahlenförmig von der kleinen Station in das Dorf und die Gartenwirtschaften oder direkt in den Wald und auf die Hügel führten. Mitten zwischen schwatzenden Pärchen und lachenden Kindern ging Gottfried Weinert; es war Sonntag, und das bedeutete für ihn Ausruhen, den Gedanken und dem Körper einen Feiertag nach einer Reihe von Werkeltagen gönnen. Es wäre ihm leicht gewesen, sich an einem schönen Fleck ein Sommerhäuschen bauen zu lassen; aber er liebte es, jeden Sonntag neue Wege, neue Landschaften aufzusuchen, und er fühlte sich auf diesen Wanderungen so frisch, daß ihn nichts an die fünfzig Jahre erinnerte, die ihn jetzt seine Beine schon trugen. Heute hatte allerdings der Tag mit einem kleinen Mißton begonnen. Kollege Birkholz, der mit von der Partie sein wollte, hatte sich am Vormittag am Fernsprecher entschuldigt. Sein Junge war mit der unglaublichen Idee angekommen, das er sich verloben wolle. Selbstverständlich sei es ihm abgeschlagen worden — „und denken Sie nur", hatte Birkholz weiter erzählt, „der Junge wurde geradezu rabiat. Er will seinen Kopf durchsetzen, er läßt von dem Mädel nicht — so eine Torheit und Unvernunft! Wenn er alt genug ist und es zu etwas gebracht hat, soll er ans Heiraten denken! Also ich bin durchaus nicht in Sonntagsstimmung . . ."

Nun gut. Da war Gottfried Weinert allein hinaus gefahren. Er hatte keine Kinder, mit deren Herzensnöten er kämpfen mußte. Und es war vielleicht nur Gewohnheitssache, so stumm vor sich hin zu schlendern, allein im Kaffeegarten zu sitzen und den anderen zuzuschauen.

Im Gedränge an der Fähre über den Fluß trat eine Frau an ihn heran: „Guten Tag, Gottfried."

Er sah sich um, suchte sekundenlang in dem Gesicht, das ihm etwas befangen entgegen lächelte. — „Guten Tag, Ellen . . ."

Das war wenig für zwei Menschen, die sich seit Jahren nicht gesehen hatten. Sie traten auf die Fähre, lehnten sich an das Gitter. „Es ist schön hier draußen, nicht wahr?" fragte die Frau.

„Ja, gewiß . . . wie geht es Dir?"

„Danke. Ich bin für ein paar Wochen allein. Ich habe manchmal von Dir gelesen . . ."

Weinert sah sie an. Sie war immer noch schön. Wenn man dieses Bild fest hielt, die Augen schloß und eine längst vergangene Zeit heraufzwang, war dies alles noch wie ehedem: Der Mund, das dunkle Haar, die schmalen Schultern. Und nun mußte er wohl etwas Liebes sagen . . .

Da stieß das Boot am anderen Ufer an. Unruhig drängten die Fahrgäste vorbei.

„Laß es Dir gut gehen", sagte die Frau und streckte dem Manne die Hand entgegen, „— und ich möchte wieder einmal von Dir hören —."

Er zog den Hut. „Gern — ja natürlich — und gute Erholung heute noch." Dann gingen sie beide verschiedene Wege.

Gottfried schritt ganz langsam. Was war denn geschehen? War er nicht einer Frau begegnet, die früher einmal mit tausend Fäden an sein Leben geknüpft war, die er geliebt und um die er gelitten hatte? Wie kam es nur, daß ihn dies Wiedersehen nicht erschütterte, nicht freudig erregte, daß er nichts tat, um diese lebendig gewordene Erinnerung fest zu halten? Ein paar unsäglich leere Worte hatte er gesprochen, nichts anderes konnte das Herz ihm eingeben, ob er auch danach suchte und sann. War dies das Altwerden? Etwa der Feierabend der Seele, die auch einmal von Empfindungen, Erwartungen, Erregungen und Erfüllungen müde wurde und ausruhen wollte — gleichwie der Körper sein Recht heischte, wenn er müde war? Der Abend löschte die Sonne im Walde aus, und Gottfried Weinert hatte noch nicht seine Gedanken zu Ende gesponnen. Fröstelnd machte er sich auf den Weg zur Station. Liebesleute gingen eng aneinander geschmiegt, irgendwo stritten sich zwei —, und auf einer Bank in den Anlagen am Bahnhof sah Gottfried ein hübsches Mädchen, das verstohlen weinte.

Er trat hilfsbereit näher. Eine Vermutung lag sehr nahe. „Haben Sie etwa Ihr Täschchen verloren, mein Fräulein? Ich will Ihnen gern das Fahrgeld leihen . . ."

Sie sah ihn verwundert an. „Danke. Ich brauche nichts."

„Wenn ich Ihnen anderswie helfen darf . . .?"

Da stand sie mit einem Ruck auf, hoheitsvoll, trotzig. „Ich will nichts mehr wissen! Ich will allein sein . . .!"

Weinert brauchte nicht weiter zu fragen. Gibt es etwas anderes, um das ein junges Mädchen an einem Sommerabend weint, als verratene oder hoffnungslose Liebe? Ganz still fuhr Gottfried nach Hause. Und er, der Ruhige, Reife und Sichere, fühlte sich zum ersten Male müde und alt und dachte mit Neid an die Jungen und Unsteten, die sich oft unglücklich nennen und doch so glücklich sind, um einer Liebe willen noch kämpfen und weinen zu dürfen.

Hochzeitsbräuche und Hochzeitsglaube.

Von den drei wichtigsten Ereignissen im Menschenleben: Geburt, Eheschließung und Tod ist die Heirat am meisten mit den seltsamsten Gebräuchen umgeben, die zum größten Teil auf allerlei Aberglauben in bezug auf Glück und Unglück in der soeben geschlossenen Ehe zurückzuführen sind. Von einer mehr oder minder großen Dosis Aberglauben ist wohl kaum ein Mensch völlig frei, und so erklärt es sich, daß ziemlich übereinstimmende Hochzeitsbräuche sich in den verschiedensten Ländern finden. In Schweden z. B. darf sich die Braut sich auf die Eheschließung nicht dadurch vorbereiten, daß sie im Kirchen- oder Gebetbuch die Stellen nachliest, welche die Gebete, Reden des Pfarrers, Antworten des Brautpaares usw. bei der Trauungszeremonie anführen, etwa zu dem Zwecke, um sich über ihr eigenes Verhalten bei dieser Gelegenheit zu informieren. Tut sie dies unmittelabr vor der Hochzeit, so hat sie entschieden Unglück in der Ehe. In einem gewissen Zusammenhange steht damit der deutsche Aberglaube, der es z. B. verbietet, daß die Braut sich in ihrem Brautgewande am Tage vor der Hochzeit im Spiegel besieht. Auch darf der Bräutigam sie nicht vor der Trauung darin sehen, sonst gibt es Krankheit, wenn nicht gar Schlimmeres in der jungen Ehe. Die schwedische Braut darf auch an ihrem Hochzeitstage keine Stecknadel an sich haben, sonst zersticht sie sich das Glück in der Ehe. Dazu paßt unsere Sitte, daß die Freundinnen der Braut einige Tage vor der Hochzeit bei ihr zusammenkommen und jede einige Stiche am Brautkleide näht; das bringt der Jungvermählten Glück. — In Irland gilt die Regel, daß die Braut an ihrem Brautkleide nichts Grünes haben darf, was unter allen Umständen Unglück bringen würde; und so kennt man in Irland keinen Myrthenkranz, wie bei uns, sondern der Schleier wird von einem diademartigen Gewinde rein weißer Blüten gekrönt.

Auch die Wahl des Hochzeitstages und des Hochzeitsmonats ist von Bedeutung für Glück und Unglück in der Ehe. In Schottland gilt z. B. der Mai, der bei uns ein beliebter Heiratsmonat ist, als ein Unglück bringender Monat für eine Eheschließung. Der beliebteste Heiratsmonat ist dort der Dezember, und das beliebteste Heiratsdatum der 31. Dezember, so daß in ganz Schottland an diesem Tage Scharen vor Traungen stattfinden. Bei uns hat man eine Abneigung dagegen, die Hochzeit an einem Dienstag oder an einem Freitag stattfinden zu lassen; im ersteren Falle soll es bald Zank in der Ehe geben und im letzteren Krankheit. Trotzdem werden wohl viele junge Paare an diesen beiden Tagen geheiratet haben, ohne etwas von den angedrohten Folgen zu verspüren, und ebenso werden viele unter — was den Tag anbetrifft — günstigeren Auspizien in die Ehe gegangen sein, in der es dann doch bald Wolken am Ehehimmel gab.

In Nordengland gießt die Brautmutter, nachdem das Paar das Haus zum Kirchgange verlassen hat, kochendes Wasser auf die Schwelle, über die die Brautleute soeben gingen; das soll die Schwelle warmhalten für das nächste

Hochzeitspaar. Auch bei uns kennt man ja die Rede, daß eine Hochzeit die andere nach sich zu ziehen pflegt, und man kennt bei uns die Sitte des Hochzeitskuchens, in den ein Ring und eine Bohne eingebacken ist. Wer den Ring bekommt, wird die nächste Braut oder der nächste Bräutigam, und wer die Bohne bekommt, hat Glück. — Endlich seien noch einige Bräuche bei der Trauungszeremonie selber genannt. Man darf in Frankreich einer soeben Getrauten nicht vor dem Ehemann gratulieren, das gibt Unglück. In Schweden, England und auch bei uns existiert noch die Sitte des „Bindens“, d. h. das Brautpaar wird auf dem Wege zur Kirche durch vorgespannte Stricke aufgehalten. Der Bräutigam muß sich daraus lösen, indem er Geldstücke unter die Menge wirft. Es darf aber nur Kupfergeld sein, denn dies allein bringt Glück, und wer solchen Glückspfennig erwischt, bewahrt ihn sorgfältig auf. Auch der Braut pflegt man bei uns einen neuen Pfennig als Glückspfand in den Schuh zu stecken, wovon sie aber nichts wissen darf. Ferner ist es von Bedeutung, welchen Fuß sie zuerst in die Kirche setzt, den rechten oder den linken. Je nachdem wird es in ihrer Ehe mehr heitere oder mehr trübe Tage geben. Dem Bräutigam aber wird von wohlmeinenden Freunden dringend angeraten, darauf zu achten, daß bei der Trauungszeremonie, wenn das Brautpaar sich die Hände reicht, **sein** Daumen **oben** liegt, damit in der jungen Ehe auch er „das Heft in der Hand“ behalte! Ob das Rezept unfehlbar ist, wird allerdings nicht verraten — am allerwenigsten vielleicht von den Beteiligten selber!

Gewichts- und Warenfälschungen im Altertum.

Von **Dr. Carl G. Cornelius-Wien.**

Den alten Römern galt Merkur gleichermaßen als Gott der Kaufleute und der Spitzbuben, und bei den Völkern, die um das Mittelmeer wohnten, scheint der Hang zum Betrug unmittelbar mit dem Handel überhaupt entstanden zu sein. Schon in Babylon hieß es „Bann und Krankheit treffe den, der eine falsche Waage gebraucht“, und das ägyptische Totenbuch bezeichnet als eine besondere Sünde die Verfälschung der Maße und Gewichte. In Kanaan wucherten jene Mißstände besonders üppig. Hosea sagt davon (12, 8): „Er hat eine falsche Waage in der Hand und betrügt gern.“ Moses ermahnt seine Landsleute: „Ihr sollt nicht unrecht handeln mit Elle und Gewicht; rechte Pfunde, rechte Scheffel, rechte Kannen sollen bei euch sein.“ Hesekiel, Salomon, Micha klagen ähnlich, und Amos jammert über diejenigen, welche das Ende des Sabbaths nicht erwarten können, auf daß sie „das Maß verringern, den Preis steigern und die Waage fälschen“ (8, 5). Aus dem Orient kamen diese Praktiken nach Griechenland und Rom. Aristoteles berichtet von Purpurhändlern, die Blei in einen Teil der Waage taten und deren Anhängepunkt nicht in die Mitte setzten. Andere Quellen zeigen, daß man die Gewichte in Salz legte oder Quecksilber in die ausgehöhlten Waagebalken füllte, kurz: den lieben Nächsten mit allem Raffinement übers Ohr zu hauen bestrebt war. Die Regierungen arbeiteten mit den verschiedensten Mitteln gegen solche Unsitten: Babylon hatte mit Eichstempel versehene Maße, Athen eine Behörde von zehn Metronomen, die die Gewichte der Händler regelmäßigen Revisionen unterwarfen; Rom setzte hohe Geldstrafen, unter Hadrian sogar Deportation auf derartige Betrügereien, ohne sie jedoch ausrotten zu können.

Besonders üblich war es, wertvolle Waren zu verfälschen, und während die vorher erwähnten Maßnahmen von vielen Kaufleuten vorgenommen wurden, handelte es sich hierbei um weniger zahlreiche, aber dafür um so gerissenere Personen. Man staunt über die chemischen Kenntnisse dieser antiken Fälscher, welche die Nachahmung von teuren Produkten zu einem besonderen Zweig der Technik erhoben. Ihre Kunstfertigkeit scheint nicht gering zu sein, denn Plinius hält sie für die gewinnbringendste Art der Betrügerei. Niemand — meint er — konnte es unterscheiden, wenn sie Sardonyxe aus minderwertigeren schwarzen, weißen und roten Steinen zusammen kitteten oder nach Rezepten, die er nicht in die Öffentlichkeit bringen will, andere Edelsteine herstellten. Ein Papyrus, der derartige Vorschriften enthält, wurde jedoch vor einigen Jahren entdeckt, und so ist man in der Lage, den Spuren jener Alchimisten-Gauner nachzugehen. Um Perlen anzufertigen, nahmen sie Kristalle von ähnlicher Größe und Form, beizten sie einige Tage in Alaun und Harn und kochten sie dann in einem Gemisch von Wolfsmilch, Lauch und Quecksilber, Smaragde wurden als ein Kompositum von Grünspan, Harz, Indigo, Schellkraut u. a. hergestellt.

Umfangreichere Fälschungen wurden (nach Alfred Schmidt) im Drogenhandel vorgenommen, welcher der mannigfachen Konsummöglichkeiten wegen im Altertum eine bedeutende Rolle spielte. Schon Thephrast (372—287 v. Chr.) erwähnt die Verfälschung von Balsam und Sylphium, und die im ersten und zweiten nachchristlichen Jahrhundert lebenden Autoren Plinius, Dioskuridis und Galenus berichten von förmlichen Fabrikbetrieben zur Erzeugung nachgeahmter minderwertiger Drogen, von Lehrbüchern und bezahltem Unterricht in der Kunst der Warenverfälschung. Insbesondere waren es die teuren aus dem Orient bezogenen Produkte, deren Preis einen gewaltigen Anreiz zum Betrug bildete. So kostete ein Liter echten Balsams (Öl der Balsamstaude) 1400 Mark, und es lohnte wohl, den Kunden statt dessen einen aus dem Holz der Pflanze gekochten Absud, den man mit anderen Ölen oder Honig versetzte, zu verkaufen. Auch Galbanium, ein Gummiharz, verwendete man zur Balsamherstellung, doch da es — wegen der Transportkosten vom Aralsee und aus Persien — nicht billig war, verfälschte man es mit Ammoniak und dieses zuvor mit Sand. Als Opium brachte man den Saft des wilden Lattichs in den Handel, als Myrrhe ähnliche Harze, die mit Bleiglätte schwer und mit Gurkensaft bitter gemacht wurden. Hygienisch und appetitlich waren die Verfahren der Fälscher oft nicht. Daß man Taubenmist mit Indigo färbte und als echten Farbstoff ausgab, mochte noch angehen, und wenn die vornehmen Römerinnen ihre Schönheit dadurch zu erhalten glaubten, daß sie sich das Gesicht mit den Exkrementen des Landkrokodils einrieben, so brauchten sie sich nicht zu wundern, wenn ihnen findige Händler das ähnlich aussehende Material von mit Reis gefütterten Staren besorgten; doch mitunter passierten noch weniger schöne Dinge.

Zusätze, die man dem Wein beifügte, waren anfangs zur Erhöhung und Verfeinerung seines Geschmackes bestimmt. An Stelle des Honigs und ähnlicher Ingredienzien traten indessen später Teer, Gips, Aloe und Salzwasser, die dem Getränk andere Farben oder Gerüche geben sollten. Lohnende Fälschungsobjekte für die antiken Kaufleute waren ferner die Gewürze, und ihre Methoden haben sich das ganze Mittelalter hindurch gehalten. Ein interessantes Zeugnis hierüber findet sich in Deutschland, wo im 15. Jahrhundert in einem Fastnachtsspiel ein Bauer einen Krämer mit folgenden Worten anredet:

„Dein Saffran hast zu Fenedig gesackt
Und hast rintfleisch dar unter gehackt,
Gibst fichtenspen für zimentrinten
Und nimst das laup von einer linten,
Dar mit tust du den pfeffer meren,
Tust under mandel pfirsing keren.“



Bunte Chronik



* **Das größte Buch der Welt.** Das größte Buch der Welt ist die Bibel von Tibet, der Tandschur, oder das Wort Buddhas. Es besteht aus 108 Bänden von je 10 000 Blattseiten. Jeder Band ist vier Kilogramm und 400 Gramm schwer. Die Höhe jedes Bandes beträgt 58, die Breite 20 Zentimeter. Daß dieses Werk viel Geld kostet, ist natürlich, und darum sind auch nur die Reichen in der Lage, sich dasselbe zu beschaffen. Um in den Besitz eines vollständigen Werkes zu kommen, mußte ein mongolischer Stamm nicht weniger als 700 Kühe in Tausch geben. Außer dieser Bibel gibt es in Tibet noch ein anderes, kleineren Umfanges, in 225 Bänden, mit Auslegungen über die Lehre Buddhas. Europa besitzt drei Exemplare des Tandschur: zwei befinden sich in der Universitätsbibliothek von Petersburg und eins in London.

Lustige Rundschau



* **Hähne.** Im Kabarett Capua steht ein Tierstimmenimitator. Macht dieses und jenes. Pfeift und gackert. Zwitschert und zwinkert. „Ich werde jetzt einen Hahn imitieren“, wendet er sich an das Publikum, „entweder einen großen Hahn oder einen kleien chinesischen Zwerghahn. Welchen Hahn wollen die Herrschaften hören?“ Ruft ein munterer Gast: „Einen **Gashahn**.“

*

* **Maske, der Sportverständige.** Maske durchblättert „Sport im Bild“. Liest von dem großen Sportfest in Dingsda. Seht unter anderem: „Der große Champion wurde gefeiert.“ Mault Maske: „Natürlich, das Fressen war auch hier wieder die Hauptsache.“

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.